

Anmerkung zu einer Kontroverse zwischen Georg Quaas und Klaus Müller in Z 124

Hans-Gert Gräbe, 26.12.2020

Klaus Müller wirft Georg Quaas in einer Replik (Z 124) vor, ihn falsch verstanden zu haben – Müllers Thema (Z 123), seinerseits in Replik auf Thomas Kuczynski (Z 122), sei gewesen, „ob die außerhalb der Warenproduktion erzeugten Produkte – die Produkte eine Subsistenzwirtschaft – Wert besitzen.“ Die Frage von Georg Quaas (Z 124) nach den Bedingtheiten der Entfaltung einer Warenproduktion (so meine Paraphrase seiner Argumentationsstruktur), so Klaus Müller weiter, habe in dessen „Zuschrift zu Kuczynskis Artikel keine Rolle gespielt.“

Nun kann man natürlich jede Frage in einen ahistorischen Kontext stellen. Zum historischen Kontext, in den Marx und Engels ihre Werttheorie stellen, gehört aber nun einmal, dass die *Produktion der Produktionsbedingungen* im Übergang zum Kapitalismus auf eine komplett andere Grundlage gestellt wird, in der Geld als Kapital eine dominante Rolle übernimmt. Dies war dem königlich-polnischen und kurfürstlich-sächsischen Kammer- und Bergrat *Hans Carl von Carlowitz* vor 250 Jahren Anlass, über eine nachhaltige Bewirtschaftung der nachwachsenden Ressource „Holz“ unter diesen neuen Bedingungen zu *raisonnieren* und inspirierte *Garrett Hardin* 1966 zu seiner *Tragedy of the Commons*, die nur eine konsequente Lösung kennt; die durchgehende Privatisierung jener „Commons“. *Elinor Ostrom* sind viele Studien zu verdanken, dass dies historisch in keiner Weise notwendig ist, sondern andere, über viele Jahrhunderte stabile Reproduktionsformen konkreter Produktionsbedingungen existiert haben. Dass Privatisierung von Infrastruktur kein Allheilmittel ist, dämmert langsam auch den eifrigsten Verfechtern öffentlich-privater Partnerschaften, nachdem ihnen der private Partner durch Insolvenz abhanden gekommen ist.

Nun bewegen sich die Argumentationen von Georg Quaas und Klaus Müller nicht auf jener historisch-konkreten, sondern auf der logischen Ebene. Georg Quaas mag dabei wenigsten noch ansatzweise über die Produktion der Produktionsbedingungen, über „Straßen, Brücken und andere Objekte, die vom Staat der Öffentlichkeit zur Verfügung gestellt werden“, reden. Was aber ist die werttheoretische Dimension jener Produktionsbedingungen, was deren Gebrauchswert, ihr *Nutzen*? Georg Quaas (private Mitteilung) hat darauf eine klare Antwort: „Ihr Nutzen besteht darin, dass wir sie nutzen.“ Nun ist ein solcher praxis-philosophischer Standpunkt Marx vielleicht näher als der Mehrzahl seiner rezenten Exegeten. Er soll hier aber *nicht als gesetzt* genommen werden, sondern der *logische* Argumentationspfad von Marx und Engels in Richtung einer werttheoretischen Würdigung der Produktion der Produktionsbedingungen kurz nachskizziert werden.

„Der Reichtum der Gesellschaften, in welchen kapitalistische Produktionsweise herrscht, erscheint als eine ungeheure Warensammlung, die einzelne Ware als seine Elementarform. Unsere Untersuchung beginnt daher mit der Analyse der Ware“ (MEW 23, S. 49). Auf dieser Basis werden in den folgenden Kapiteln des *Kapital* die Grundlagen der Wertform entfaltet. Die sich aus den Produktionsbedingungen ergebenden Bedingtheiten finden dabei allerdings zunächst ungenügende Berücksichtigung. Wie etwa kann man ein *flächiges* Produkt (Leinwand) mit einem *Längenmaß* (Elle) messen? Was wird hier an Standardisierung bereits implizit hineingesteckt? Der „ganze Reichtum“ ist in seinem Kern das in typgleichen standardisierten Produkten und in Produktkatalogen zusammengefasste produktive Ergebnis einer industriellen Produktionsweise, ohne die die normierenden Prozesse der Wertbildung, die in den ersten Kapiteln des *Kapital* entfaltet werden, logisch nicht funktionieren, denn die „Elle Leinwand“ bezieht sich mitnichten auf ein Produkt, sondern auf einen Produktkatalogeintrag.

Diese Normierung gilt allerdings *nicht* für die – parzellierten – Produktionsbedingungen selbst. Diese Fabriken, Industriekomplexe und noch komplexeren Strukturen sind weitgehend *Unikate* und auch nicht für den Austausch produziert, wie in ([Gräbe 2020](#)) genauer ausgeführt wird.

Eine zweite Grundlage der Marxschen Entfaltung der Wertkategorie wird meist übersehen – sie setzt im Kern nicht nur die Produktion typgleicher, standardisierter Produkte voraus, sondern auch den Einsatz typgleicher, standardisierter Arbeiten, wie sie den industriellen Fertigungsprozess ebenfalls prägen. Erst auf einer solchen Basis kann ein Begriff wie „durchschnittlich gesellschaftlich notwendige Arbeit“ logisch überhaupt gegründet werden.

Ich denke, bis hierher besteht sicherlich mit Georg Quaaas und wahrscheinlich auch mit Klaus Müller Konsens. In einer dritten sich aufdrängenden Frage der logischen Fundierung des Marxschen Gedankengebäudes – die allerdings von Marx nicht aufgeworfen wurde – gibt es einen lang-jährigen Dissens zwischen Georg Quaaas und mir: Die Frage, ob die Kategorie *Durchschnittsprofit* – trotz allen Geredes über "Alleinstellungsmerkmale" – im Kern standardisierte Methoden des Profitmachens *logisch* zur Voraussetzung hat. Darauf und auf die werttheoretischen Implikationen einer solchen Prämisse werde ich hier aber nicht eingehen.

Marx beginnt seine Analyse der Wertkategorie mit der Warenform, aber sie endet dort natürlich nicht. Klaus Müllers Versuch einer Antwort auf die von ihm untersuchte Frage blendet jene weiterführenden Betrachtungen komplett aus. Wir wollen hier nur einige Aspekte von Marxens logischem Gebäude der Entfaltung der Wertkategorie bzgl. der Bedingungen der Reproduktion der Produktionsbedingungen rekapitulieren.

Erstmals taucht eine werttheoretische Würdigung der Produktionsbedingungen im 6. Kapitel mit der Differenz von konstantem und variablem Kapital auf. Die Differenz ist konkret-historischem kaufmännischem Handeln abgeschaut und hängt letztlich mit verschiedenen Kapitalumschlagzeiten zusammen. Was beide Formen *qualitativ* scheidet, ist aus heutiger fiskalischer Sicht mehr als deutlich – die institutionalisierte Pflicht der Einzelkapitale, einmal im Jahr (und als Aktiengesellschaft sogar häufiger) vor dem Gesamtkapital (in Gestalt seines Organs "Fiskus") Rechenschaft abzulegen, erfordert die buchhaltungstechnisch differente Behandlung von unterjährig (Vollkostenrechnung) und überjährig (Investitionen und Abschreibungen) umschlagendem Kapitals. Marxens Versuch, diese Differenz logisch-kategorial zu fassen (zirkulierendes Kapital wird vom Arbeitsgegenstand „davongetragen“, fixes Kapital ist an das Arbeitsmittel „gebunden“), hat zwei ärgerliche Konsequenzen:

1. Damit wird die strikte Trennung von Arbeitsgegenstand und Arbeitsmittel und damit ein sehr enger Begriff *Produktionsprozess* postuliert und zementiert, was in den Mehrsektormodellen der (bekanntlich bereits früher geschriebenen) Bände 2 und 3 des *Kapitals* gesamtgesellschaftlich dann nur ungenügend aufgehoben ist.
2. Dieser Begriff von Produktionsprozess passt auch nicht auf die bereits früher in den *Grundrissen* (MEW 42, S. 601) entwickelte Vision von Produktionsbedingungen, unter denen „die Arbeit nicht mehr so sehr als in den Produktionsprozess eingeschlossen erscheint, als sich der Mensch vielmehr als Wächter und Regulator zum Produktionsprozess selbst verhält.“

Dem voraus geht im Kapitel 5 ein eigenwilliges Naturverständnis als Quelle „von Natur vorgefundener Arbeitsgegenstände“ (MEW 23, S. 192) und „Rohmaterial“ als Naturgegenstand, der „bereits eine durch Arbeit vermittelte Veränderung erfahren hat“, während Arbeitsmittel einen deutlich anderen Charakter haben und dem Menschen „als Leiter seiner Tätigkeit auf diesem Gegenstand dienen“, indem jener „die mechanischen, physikalischen, chemischen Eigenschaften der Dinge“ – als Arbeitsmittel – „benutzt, um sie als Machtmittel auf andre Dinge, seinem Zweck gemäß, wirken zu lassen.“ Immerhin wird sieben Kapitel später diagnostiziert, dass jene Produktionsweise „zugleich die Springquellen allen Reichtums untergräbt.“ Unbeachtlich der logisch-kategorialen Fehlstellen in der Entfaltung der Wertkategorie an dieser Stelle träumt Marx auch 10 Jahre später noch davon, dass in einer „höheren Form der kommunistischen Gesellschaft ... alle Springquellen des genossenschaftlichen Reichtums voller fließen.“ (MEW 19, S. 21). Wir wissen heute, dass jene „Springquellen des Reichtums“ zugleich die Senken für die verbrauchten Flüssigkeiten sind, die im Vollzug unserer Produktionsbedingungen anfallen, um das Bild fortzuspinnen.

Ob der ganz späte Marx oder insbesondere Engels in seinem unvollendeten Werk *Dialektik der Natur* an diesen Vorstellungen wesentliche Korrekturen vorgenommen haben, bedarf einer eigenständigen Analyse. Die Kritik von Georg Quaas an Klaus Müller ist berechtigt, bleibt aber auf halbem Wege stehen, da auch sie die Bedingungen der Reproduktion der Produktionsbedingungen nur halbherzig ins Visier nimmt. Allerdings wird man dabei mit reiner Marxexegese auch nicht weit kommen, da jene Bedingungen zu jener Zeit noch nicht so weit entfaltet waren wie 150 Jahre später.

Hans-Gert Gräbe 01.01.2021

Klaus Müller weist mich in einer kurzen Antwort vom 28.12.2020 darauf hin, dass Georg Quaas (und damit wohl auch ich), die von Müller aufgeworfene Frage komplett missverstanden hätten:

Im Gegensatz zu Ihnen glaube ich nicht, wie Sie sicher vermuten werden, dass Georg Quaas' Kritik an meiner Auffassung berechtigt ist. Das ergibt sich allein daraus, dass er eine Frage aufwirft, die in meinen Bemerkungen zu Thomas Kuczynskis Darlegungen überhaupt keine Rolle spielt. Quaas' Einwände erfüllen nicht die Anforderungen, die an Kritik zu stellen sind. ... Wer kritisieren will, muss sich auf das Gesagte beziehen, nicht auf das Ungesagte.

Beziehen wir uns also auf das Gesagte. Die in Müllers Replik auf Kuczynski aufgeworfene Frage lautet „Hat es Sinn, den Begriff 'Wert' auf Nichtwaren zu beziehen?“. Ich verstehe Müllers weitere Ausführungen so, dass er die Frage mit „nein“, Quaas (und wohl auch Kuczynski) dagegen mit „ja“ beantworten. Die Beispiele aus der Fußnote 4 bei Kuczynski (wiederholt in den Fußnoten 3 und 4 bei Müller) können hier außer Betracht bleiben, denn die von Müller aufgeworfene Frage kann sinnvoll nur in einer einigermaßen entfalteten Produktionsweise besprochen werden, in der „Wert“ in den praktischen Vollzugsformen eine Rolle spielt. Ein Teil von Müllers Argumentation bewegt sich außerhalb eines solchen Kontexts und ist damit trivial. Darauf lohnt es nicht einzugehen, und Quaas tut es auch nicht. Es gibt allerdings auch in einer entfalteten „Wert“-Produktionsweise große Bereiche, die keine Waren produzieren, seien es Reste von Subsistenzwirtschaft (was das in einer kapitalistischen Umgebung auch immer sein mag), Clan-Strukturen (von der Mafia bis zu den medial berühmten arabischen Clans in Berlin) oder eben die gesamte „Produktion“ der öffentlichen Hand. Wie Müller letztere in seinen (wert-)theoretischen Kontext einordnet (Quaas spricht das an, in meiner Replik wird das zu voller Größe entfaltet), bleibt – wenigstens mir – vollkommen unklar.

Klaus Müller, 02.01.2021

Die von mir gestellte Frage lautet, ob es *außerhalb* der Warenproduktion Produkte gibt, die Wert haben. Das ist auch Kuczynskis Fragestellung. „Gibt es einen Wert ohne Warenproduktion?“, so die Überschrift seines Beitrages. Die von Kuczynski genannten Beispiele – Robinson, Leibeigene auf einem Fronhof, ländliche Bauernfamilien, Mitglieder eines Vereins freier Menschen – (Z 122, 57) – zeigen, dass tatsächlich nach der Existenz eines Wertes in einer Subsistenzwirtschaft gefragt wird, dort, wo Produkte zur Selbstversorgung, nicht für den Tausch, hergestellt werden. Kuczynski glaubt, dass Engels die Frage bejahe. Mein Anliegen war zunächst zu zeigen, dass diese Auffassung keineswegs den von Kuczynski genannten Engelsschen Textpassagen entlehnt werden kann. Um danach zu begründen, weshalb das auch nicht der Fall sein kann.

Sicher: Auch außerhalb der Warenproduktion gibt es individuelle, durchschnittliche, gesellschaftlich notwendige Arbeitszeiten. Warum letztere nicht Wert(größe) genannt werden sollte, was man, hielte man das für zweckmäßig, durchaus tun könnte, habe ich an mehreren Stellen zu begründen versucht. Letztlich ist das ein Problem der Begriffswahl und der sozialhistorischen Abgrenzung der Begriffe. Ich wüsste im Moment nicht, worin der Erkenntnisfortschritt oder die Zweckmäßigkeit bestünden, würde man ahistorisch jegliche gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit Wert nennen. Das kann man durchaus anders sehen. Wer das will (wie Ruben, Wagner und wohl auch Quaas), bitteschön! „Ob es Sinn hat, den Begriff ‚Wert‘ auf Nichtwaren zu beziehen“, dagegen ist eine

andere, allerdings nicht völlig unabhängig von der durch Kuczynski und mich aufgeworfenen Frage. Insofern verstehe ich, dass Quaas und Sie dies vermischen.

Quaas (und Sie) stellen die Frage, ob es Produkte *innerhalb* einer Warenproduktion gibt, die keine Waren sind und dennoch Wert haben. Zu dieser Frage, an deren Berechtigung es keinen Zweifel gibt, habe ich mich in meiner Replik auf Kuczynskis Artikel nicht geäußert, weil sie dort auch nicht vorkommt, und kann daher für das Nichtgesagte nicht kritisiert werden. Wenn Quaas es dennoch tut, kann ich nur gelassen sagen: Sorry, Thema verfehlt!

Da Sie aber an meiner Auffassung interessiert sind, will ich hier erstmals etwas dazu sagen (das gemeinsam mit Quaas verfasste Buch enthält dazu eine kurze Diskussion, in der eine gewisse, also keine vollständige, Annäherung der Standpunkte erreicht werden konnte). Nimmt man die Definition der Ware wörtlich – ein für den Tausch gefertigtes Arbeitsprodukt – könnte man der Meinung sein, nur ein zu verkaufendes Arbeitsprodukt sei eine Ware, ein gekauftes dagegen nicht, letzteres sei nur noch Produkt (wenn davon abgesehen wird, dass es weiterverkauft werden könnte; im Normalfall wird es erworben, um es zu konsumieren). Das ist, glaube ich, die Auffassung von Quaas. Folgt man dieser Argumentationsspur, ergibt sich, dass ein gekauftes und in Betrieb genommenes Arbeitsmittel keine Ware mehr sein kann – sonst müsste die Absicht bestehen, es zu verkaufen – doch besitzt es bis zur Beendigung der Wertübertragung ohne Frage noch Wert. Die Fragestellung ist also trivial. Was dann Ihre „Produktion der Produktionsbedingungen“ betrifft, kann analog gesagt werden: Lässt der Staat durch rechtlich selbstständige Unternehmen Straßen, Brücken, Fabriken, Schulen, Krankenhäuser, Sportplätze, Panzer, Raketen ... bauen – obgleich ich die beiden letzten Produkte nur sehr bedingt zu den „Bedingungen der Produktion“ rechnen würde –, verkaufen diverse Unternehmen ihm ihre Waren. Und der Staat nutzt sie oder stellt sie anderen zur Nutzung zur Verfügung. Im Prozess ihrer Nutzung stellen sie nur noch Gebrauchswerte dar, keine Waren, besitzen aber Wert, weil gesellschaftlich notwendige Zeit aufzuwenden war, sie zu produzieren und sie ursprünglich Waren gewesen sind. (Ähnlich argumentiert Marx übrigens in Bezug auf die Dienstleistungen, die aus der Sicht ihrer Anbietenden Waren, aus der Sicht ihrer Nutzer keine Waren darstellten).

In einer entfalteten „Wert“-Produktionsweise, wie Sie die Warenproduktion nennen, gibt es selbstverständlich Reste einer Subsistenzwirtschaft. Ich halte die These, dass zur Eigenversorgung hergestellte Produkte durchaus einen Wert haben könnten, für diskussionswürdig. Erstens weil man sie prinzipiell verkaufen und zweitens durch alternative Tauschprodukte ersetzen könnte. Die dominierende Warenproduktion beeinflusst auf diese Weise auch die Nischenproduktion für den Eigenbedarf.

Wiewohl ich ein gewisses Faible für den korrekten Gebrauch der Begriff habe – Begriffe dürfen, um richtig oder angemessen zu sein, weder zu weit noch zu eng sein – ist mir nicht klar, welchen Sinn derartige scholastischen Plänkeleien besitzen sollten. Dienen Sie dem Erkenntnisfortschritt? Kann man nicht auch anders urteilen: Verkauft jemand eine Ware, dann heißt das zugleich, dass jemand die Ware kauft. Ist das logisch wirklich unanfechtbar: jemand verkauft eine Ware, die beim Käufer aber nicht als Ware ankommt, sondern nur noch als Produkt, als Gebrauchswert? Ließe sich nicht auch sagen, der Staat kauft privaten Unternehmen ihre Waren ab und nutzt deren Gebrauchswert, ohne dass die Produkte deshalb aufhören, (potenzielle) Waren zu sein? Das hat partiell sogar praktische Bedeutung, siehe Privatisierungen des Staatseigentums. Sind derartige Probleme aber nicht eher marginal bzw. von untergeordneter Bedeutung? Wie auch immer die Antwort darauf ausfallen mag, ich habe nichts dagegen, über sie zu reden. Und dazu verdanke ich Ihnen interessante Anregungen.

Hans-Gert Gräbe, 03.01.2021

Sehr geehrter Herr Müller,

vielen Dank für Ihre Erläuterungen, Ich verstehe eine Reihe Ihrer Argumente allerdings nicht.

1) Was ist „außerhalb der Warenproduktion“? Nach meinem Verständnis gibt es Waren, so lange gehandelt wird, also (nach David Graeber) seit wenigstens 5000 Jahren. Sind diese Waren in Ihrem Verständnis „produziert“? Wenn ja, dann gab es Warenproduktion schon sehr lange, auch wenn es Nischenproduktionsweisen waren wie heute die Subsistenzwirtschaft. Sicher spielten dabei auch Wertvorstellungen eine Rolle, es gab ein gewisses „Geldsystem“, das aber sicher anders funktionierte als das einer entfalteten kapitalistischen Warenproduktion. Robinson ist in der Frage komplett uninteressant, denn der hatte andere Zielkonflikte zu lösen – wofür seine knappe Arbeitskraft zuerst einsetzen. Insoweit ein *ökonomisches Wertsystem (auch)* zur Allokation von Arbeitskraft dient, wurde dann Robinson auch von einem solchen getrieben, allein keinem *interpersonalen* Wertsystem. Also wenig spannend. Interessanter wird es bei Subsistenz, dem Fronhof oder der Bauernfamilie, also einer dominant subsistenzwirtschaftlich geprägten Produktionsweise, zu fragen, wie jene Subsistenz mit dem parallel existierenden Handelssystem interagiert. Das alles ist allerdings für Quaa und auch mich wenig spannend, weil – ohne genaue historische Studien – in der Tat eher eine „scholastische Plänkelei“.

2) In einem entfalteten kapitalistischen (Arbeits)-Wertsystem ist nach meinem Verständnis allein Arbeit *auf fremdes Bedürfnis* (kooperatives und staatliches Bedürfnis eingeschlossen) Quelle von Wert. Neben der Quelle gibt es auch eine Senke – Nutzung fremder Arbeit zur Befriedigung eigenen Bedürfnisses (kooperatives und staatliches eingeschlossen, dafür kennt das BGB *juristische Subjekte*). Dazwischen ist nach meinem Verständnis lokale Wertrechnung stets ein Null-Summen-Spiel, das produktive Gebrauchswertwandlungen begleitet. Dass dabei in einer hoch arbeitsteiligen Produktionsweise Produkte „normalerweise erworben werden, um konsumiert zu werden“ kann ich mit Blick auf *Wertschöpfungsketten und -netzwerke* nicht nachvollziehen. Das ist auch definitiv *nicht* die Position von Quaa. „Normal“ ist, auch im Sinne volkswirtschaftlicher Umsätze, B2B, nicht B2C. Hier ist die Unterstellung also auf Ihrer Seite.

3) *Realweltlich* gehen die Arbeitsmittel und Arbeitsgegenstände (Plural! – und noch einiges mehr, das ich hier der Einfachheit halber ausblende) im Produktionsprozess ein symbiotisches Verhältnis ein, an dessen Ende ein Transformationsprodukt mit emergenten Eigenschaften steht. V. Petrov erläutert das so: „Ein Flugzeug besteht aus viele Teilen; keines der Teile kann fliegen, das Flugzeug schon.“ Es mag verkürzt so darstellbar sein, dass dabei das Arbeitsmittel *realweltlich* Gebrauchswert (!) auf den Arbeitsgegenstand überträgt. *Wert* wird dabei allein in der Imagination eines am unmittelbaren produktiven Geschehen nicht Beteiligten (des Unternehmers, der „mit schlaudem Kennerblick ...“ (MEW 23, S. 199)) übertragen. Es kann natürlich sinnvoll sein, die eigenen unternehmerischen Praxen als Produzent (im weiteren Sinne) an solchen Imaginationen auszurichten. Allerdings gilt auch hier „the proof of the pudding is the eating“ – die Imagination muss sich am Markt bewähren. Falls nicht, kann man die Imagination durch Korrekturterme fortschreiben und sich so zurechtlegen, warum die Welt anders ist als ursprünglich gedacht. Eine darauf basierende Entfaltung einer *Wert-Theorie* hat epistemisch viel mit dem Epizyklus eines geozentrischen Weltbilds gemeinsam. Kurz, eine mechanistische Wertübertragungstheorie, abgekoppelt von den Logiken der realweltlichen Gebrauchswerttransformationen, halte ich für wenig überzeugend, auch wenn hier natürlich die Frage steht, in welchem Umfang Marx selbst diesen Reduktionismus gepredigt hat.

4) Der Staat *konsumiert* nach meinem Verständnis nicht nur, wie von Ihnen unterstellt, sondern *produziert* auch – Polizei, Feuerwehr, Autozulassungen usw. Die Produkte sind (in der Regel) keine Waren, sondern im Gegenteil durch Gesetz (etwa Gewaltmonopol des Staates) dem Markt entzogen. Das sind – nach meinem Verständnis – alles werthaltige „Produkte“, die nicht für den Markt, sondern als *unmittelbare Infrastrukturleistungen* produziert werden. All diese steuerfinanzierten Leistungen des „Gesamtkapitalisten“ (dazu gehören nicht nur „Panzer und Raketen“, sondern vor allem die dort entstehenden Arbeitswerte der Soldaten, Lehrer, Professoren usw., vergleichbar tätige Personen weiblichen Geschlechts selbstverständlich eingeschlossen) müssen in einer *Wert-Theorie* ihren Platz finden. Der in den letzten Jahren dabei vollzogene *praktische* Übergang von einer Kameralistik zum „Doppik“ zeigt, dass man hier, nach 200 Jahren Kapitalismus, von vorbürgerli-

cher, „höfischer“ Rechnung zu allgemein anerkannten betriebswirtschaftlichen Standards übergegangen ist. Die Werttransfertheorien, die hier traditionsmarxistisch bis hin zu Peter Fleissner ins Feld geführt werden, sind mir hinreichend bekannt, führen aber zu den inzwischen ebenso bekannten Widersprüchen in der wertmäßigen Behandlung von Dienstleistungen. In der Frage habe ich Quaas (Z 122) wenig hinzuzufügen.

Klaus Müller, 03.01.2020

Ich schrieb in meiner gestrigen Mail: „Auch außerhalb der Warenproduktion gibt es individuelle, durchschnittliche, gesellschaftlich notwendige Arbeitszeiten. Warum letztere nicht Wert(größe) genannt werden sollte, was man, hielte man das für zweckmäßig, durchaus tun könnte, habe ich an mehreren Stellen zu begründen versucht. Letztlich ist das ein Problem der Begriffswahl und der sozialhistorischen Abgrenzung ...“

Dazu noch folgende Bemerkung, obgleich Sie meinen Standpunkt dazu in Z 123, 195/196 gelesen haben müssten: Die Ökonomen sind auf die Kategorie des „Werts“ gestoßen, weil es sie interessierte, wie man die Tauschrelationen erklären kann. Die Klassiker, unter ihnen Marx, vertraten die Auffassung, dass im Gleichgewicht (Angebot und Nachfrage einer Ware stimmen überein) der gesellschaftlich notwendige Arbeitsaufwand die Relationen des Tauschs der Waren begründet. (Das „gemeinsame Dritte“). Diese Größe nannten sie Wert, dessen Substanz abstrakte Arbeit und dessen Größe die Menge dieser Substanz, gemessen in Arbeitszeit, ist. Der Wert ist also per se eine Kategorie und damit ein Problem der Warenproduktion, also der Tauschwirtschaft, gewesen. Deshalb halte ich es nicht für sinnvoll, den Begriff „Wert“ auf Arbeit und Arbeitszeiten zu beziehen, die anfallen für die Herstellung von Produkten, die man nicht gegen andere tauschen (verkaufen) will, sondern die der Produzent selbst nutzt bzw. verbraucht.

Das ist eine klare sozialhistorische Abgrenzung, die mir plausibel erscheint. Und der entscheidende Grund dafür zu empfehlen, die Existenz von Werten außerhalb der Warenproduktion abzulehnen.

Hans-Gert Gräbe, 03.01.2021

Die Klassiker, unter ihnen Marx, vertraten die Auffassung, dass im Gleichgewicht (Angebot und Nachfrage einer Ware stimmen überein) der gesellschaftlich notwendige Arbeitsaufwand die Relationen des Tauschs der Waren begründet.

Dass Marx ein Gleichgewichtstheoretiker und seine Wertbestimmung nur gültig sei, wenn „Angebot und Nachfrage einer Ware übereinstimmen“, halte ich besonders mit Blick auf Band 3 des Kapitals für eine steile These. Aber dazu waren wir bereits 2013 im Dissens.

Diese Größe nannten sie Wert, dessen Substanz abstrakte Arbeit und dessen Größe die Menge dieser Substanz, gemessen in Arbeitszeit, ist. Der Wert ist also per se eine Kategorie und damit ein Problem der Warenproduktion, also der Tauschwirtschaft, gewesen. Deshalb halte ich es nicht für sinnvoll, den Begriff „Wert“ auf Arbeit und Arbeitszeiten zu beziehen, die anfallen für die Herstellung von Produkten, die man nicht gegen andere tauschen (verkaufen) will, sondern die der Produzent selbst nutzt bzw. verbraucht.

D'accord mit einer solchen „sozialhistorischen Abgrenzung“, damit sind die „scholastischen Plänkeleien“ zu vorkapitalistischen Produktionsweisen vom Tisch.

Allerdings denke ich, dass Quaas und ich ausreichend dargelegt haben, dass es in jener entfalteten kapitalistischen Produktionsweise eine Produktion der Produktionsbedingungen gibt (wie etwa der Bau und Betrieb des Leipziger BMW-Werks, um auch mal auf nichtstaatliche Strukturen zu verweisen), die sich zwar „am Markt“ bedient, nicht aber zur Warenproduktion (im engeren Sinne) zu

zählen ist, da nicht „für den Tausch“ produziert (das BMW-Werk wird niemand kaufen, dennoch erfüllt es seine Rolle im Wertgefüge).

Dazu: Die Menschen und ihre Technischen Systeme. LIFIS Online, Mai 2020.
doi:10.14625/graebe_20200519 (besonders ab Kap. 5)

Nun kann man natürlich „die Existenz von Werten außerhalb der Warenproduktion ablehnen“ und all das (also letztlich das gesamte Investitionsgeschehen) mit irgendwelchen abgeleiteten Werttransfers erklären wollen. Allerdings ist jenes BMW-Werk dann doch „für den Markt“ produziert, allerdings für einen Markt zweiter Ordnung – den Markt der Autoproduktionskapazitäten –, in den der Automarkt als Markt erster Ordnung eingebettet ist.

Sie müssten mir also dann auch noch erklären, wie Sie diese realweltlich werttheoretisch bedeutsamen Phänomene in Ihrem Theorieansatz behandeln.